

Sehr gemütlich, liebe Propagandatruppe: In einer veritablen Matratzengruft übten „Charlie and his Orchestra“ die von Goebbels gewünschte Jazzmusik zur Feindstaatbezirzung ein.

Foto Rainer E. Lotz, Bonn

Und dann fängt die Musik an

Vom totalen Jazz ins totale Jetzt: Demian Lienhard erzählt anhand einer Eskapade der NS-Propaganda virtuos vom ewigen Problem des Erzählens.

Von Oliver Jungen

Tauschen möchte man mit diesem Autor nicht. Er sitzt in der Falle. Und er versucht, was alle Autoren in solchen Fällen versuchen: sich am eigenen Schopf aus der Tinte zu ziehen. Mahler nennt er sich, ob nach dem Komponisten und Liebesverweifelten (Alma!), bleibt unklar. Er entstammt der neutralen Schweiz und hat literarisch bis

dahin so gut wie nichts vorzuweisen. Gern nimmt der Dilettant 1941 das Angebot des nationalsozialistischen Volksaufklärungsministeriums an, einen Propagandaroman über eine der kuriossten deutschen Wunderwaffen zu schreiben: den Auslandsrundfunk, der erfolgreich die Feindesmoral untergrabe. Geradezu berüchtigt auf diesem Feld war der Radiosprecher und britische Kollaborateur Lord Haw-Haw, der eigentlich Wilhelm Froehlich hieß, noch eigentlich aber William Joyce (von Irland war er über London nach Berlin gelangt). Joyce moderierte die zeitweise in Großbritannien viel gehörte Sendung „Germany Calling“. Zu deren Programm gehörte zudem eine Band, die – letztlich im Namen von Joseph Goebbels – als „entartet“ verfeimten Jazz und Swing spielte. Und zwar auf höchstem Niveau, aber mit regimetreu angepassten Texten.

Ausgewählt hatte Froehlich den Skribenten Mahler, so erfahren wir, wegen dessen Fähigkeit, „Heikles im gebotenen Maß zu verharmlosen und die nötige

Augenwischerei zu betreiben“. Mahler siedelt also mitten im Krieg nach Berlin um, das in dem Roman so mondän, tanzwütig und verschwitzt wirkt wie in den legendären Zwanzigern – sofern man zu den Günstlingen des Regimes gehört. Chauffeure bringen die Protagonisten von ihren Hotels in atmosphärische Tanzklubs wie die Ciro-Bar, die Dschungel-Bar oder natürlich den Delphi-Tanzpalast, das Epizentrum des verbotenen Swings. Eine der Stärken des Buches ist es, hier zugleich einen Totentanz zu evokieren: „Flugs reißt der Rhythmus Köpfe, Arme, Beine mit, alles wippt, hüpf und zuckt durcheinander, Schatten tanzen in alle Richtungen, gleich wahnwitzig gewordenen Glühwürmchen wogt irrlirierend die Glut der Zigaretten.“

Ekstase oder Bombardement, Berlin wird also seinem Ruf gerecht. Und doch stürzt der Lohnschreiber bald von einem poetologischen Selbstzweifel in den nächsten, steckt Jahre in einer Schreibkrise fest, weil ihn die Anlage des bestellten Romans in die Verzweiflung

treibt. Als ihm die Mitglieder der Big Band „Charlie and His Orchestra“ rund um Karl „Charlie“ Schwedler immer mehr ans Herz wachsen – für viele von ihnen ist diese Anstellung zumindest vorübergehend die Rettung vor dem Schützengraben; selbst jüdische Musiker sind darunter –, kommt noch die moralisierende Frage hinzu, ob sein Text den Porträtierten eher schadet oder nutzt. Mahler weiß sich bald nur noch durch den sonst erst später beliebt gewordenen Teufelspakt mit der Selbstreflexion zu helfen: Er schmuggelt sich selbst in die Handlung ein und schreibt nun in erster Linie über sein scheiterndes Schreiben. Die Geschichte des Orchesters wird also nur noch vermittelt wiedergegeben, und auch das macht Mahler nicht einen der Musiker, sondern William Joyce zum wichtigsten Protagonisten.

Auf einer noch einmal höheren Ebene hat Mahlers Krise einige Ähnlichkeiten mit dem Erzählproblem des realen Autors Demian Lienhard (nicht zu verwechseln mit dem auch noch zwischen-

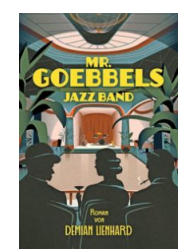
geschalteten Erzähler gleichen Namens): Wer sich als Belletrist auf einen spektakulären historischen Stoff einlässt – bis auf den erfundenen Mahler ist das gesamte Sujet des Romans nämlich der Wirklichkeit entnommen: das gegen alle Wahrscheinlichkeit bis zuletzt existierende Orchester ebenso wie die atemberaubende Lebensgeschichte des am 3. Januar 1946 in London als Hochverräter hingerichteten William Joyce –, der hat stets ein Duell mit dessen Strahlkraft auszutragen. Und tatsächlich ächzt die erste Hälfte des Romans „Mr. Goebbels Jazz Band“ unter dieser Last, denn das einführend-ausschmückende Erzählen etwa von Williams Kindheit oder Liebesleben kommt gegen den Eigensinn des Materials kaum an. Wo immer es um die Big Band selbst geht, etwa um die belegten Proben in einem Matratzenlager oder um die Fake-News-Obszönität von „Germany Calling“, da lugt mehr Dramatik durch die Zeilen, als der dünnen Rahmenhandlung umständlich aufgespielt wird.

Der altbackene Stil, wenngleich dem fiktiven Autor angelastet, nimmt der Handlung einigen Schwung: „Zum Glück rückte in raschen Schritten der Zeitpunkt heran, in dem es hieß, endgültig Lebewohl zu sagen.“ Und bei allem komplexen Spiel mit der Propagandahaltung scheint problematisch, dass Froehlichs krasser Antisemitismus zwar benannt, aber nicht gezeigt wird; sogar eine Anzweiflung durch Mahler gibt es. Präsentiert wird der Gründer der National Socialist League (nachdem Oswald Mosley ihn als bekennenden Nazi aus der British Union of Fascists gedrängt hatte) als sympathischer Berserker. Eine Szene, die wohl die Stimmung im Land verdeutlichen soll, ein unmotiviertes Zusammentreffen Mahlers mit einem Vertreter der Reichsmusikkammer, der vor dem Schlagzeuger der Band, dem „Halbjuden“ Freddie Brocksieper warnt, wirkt hingegen wie aus einem schlechten Film: „Obacht jedenfalls, Jude, Halbjude, letztlich sei das gleichviel. Aus einem halb verfaulten Apfel könne ja auch nur ein zur Gänze verfaultes werden, aber niemals ein gesunder, nicht wahr?“

Je mehr sich Lienhard allerdings von seinem gut erforschten Sujet entfernt und auf die poetologische Ebene verlegt, desto interessanter wird das Buch. Die Handlung zersplittert sogar, wenn in auktorialer Machtgeste drei mögliche Entwicklungen der Liebesgeschichte zwischen Mahler und Froehlichs Frau – der ebenso fanatisch nationalsozialistisch eingestellten britischen Überläuferin Margaret White – angeboten werden, was endgültig zeigt, dass das Buch mit einem historischen Roman nichts zu tun haben möchte. Auch die Manuskriptfiktio selbst wird zersprengt (auf den drögen Epilog durch einen vorgeblichen Archivar hätte also verzichtet werden können). Zum einen schleichen sich in Mahlers gediegenen Text Formulierungen wie „blubber blubber, rülps rülps“, zum anderen nimmt das Skript seine eigene Wirkung mit auf. Die vernichtende Kritik, die die Hauptfigur Joyce/Froehlich an dem ihm (und den Lesern) vorgelegten Text aus der Position des Dabeigewesenen übt („falsch wiedergegeben“), wäre in einem Propagandaroman wohl kaum enthalten. Dass der vorgeschickte Autor als etwas begriffsstützig dargestellt wird, hat seine eigene Komik; die Fragen, die er wälzt, sind aber echte poetologische Probleme an der Nahtstelle von Moderne und Postmoderne.

Was nur in einer solchen Spiegelkabinett-Poetik möglich wird, ist die Andeutung einer utopischen erzählerischen Fluchtlinie. Mahler, vom totalen Jazz (Brocksiepers „Cymbal Promenade“) ins totale Jetzt geführt, erlebt eine „narratologische Epiphanie“: Der Zusammenfall von Erleben und Beschreiben, so geht ihm auf, wäre die Quadratur des Fiktionskreises. So ließe sich dem Fluch der Nachträglichkeit entziehen zugunsten einer absoluten Gegenwartsposse. Natürlich wäre das auch ein poetischer Absolutismus, die Wirklichkeit wäre nur ihr Reflex. Mahler, darf man sagen, ist verückt geworden, aber weil dieser anregende Schweizer Roman ihn nach Kräften stützt, darf man einen Moment lang von diesem Putsch der Kunst gegen die kalte Realität träumen.

Demian Lienhard: „Mr. Goebbels Jazz Band“ Roman.
Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 2023.
314 S., geb., 24,-€.



Zwei, die irgendwann die Welt nicht mehr verstanden

Hochdramatische Zeit: Die Korrespondenz der Schriftsteller Felix Salten und Stefan Zweig zeigt, dass selbst die Klügsten kurzsichtig sein konnten.

Von Nicola Behrmann

Erfolgsschriftsteller waren sie, Doyens der österreichischen Literaturszene zwischen den Weltkriegen, Liebhaber von Antiquitäten, Kunst und Autographen: Felix Salten und Stefan Zweig standen fast vierzig Jahre lang in freundschaftlichem Kontakt miteinander.

Zweig, glanzvoller Erzähler seelischer Konflikte und historischer Krisenmomente („Sternstunden der Menschheit“), der Berühmtheiten geradezu sammelte und ein Freundesnetzwerk in ganz Europa knüpfte, gehört bis heute zu den meistgelesenen Schriftstellern deutscher Sprache. Berühmt wurde er am Ende auch als Biograph historischer Persönlichkeiten – von Menschen, die Zeiten und Kulturen überdauerten, selbst wenn sie einem tyrannischen Federstrich (wie Maria Stuart) oder revolutionären Streich (wie Marie Antoinette) zum Opfer fielen. Der zwölf Jahre ältere Salten, begabter Journalist aus dem Kreis um Hugo von Hofmannsthal, Hermann Bahr und Arthur

Schnitzler, ist nur noch als mutmaßlicher Urheber eines berühmten pornographischen Romans bekannt und als Mann, der „Bambi“ geschrieben hat.

Nun ist im Wallstein Verlag der Briefwechsel der beiden erschienen. Im schwungvollen, oft aus- und abschweifenden Kommentar zu jedem Brief haben die Herausgeber Marcel Atze und Arturo Lacati allerhand zusammengetragen und die relativ überschaubare Korrespondenz – 81 Briefe und Karten über einen Zeitraum von 36 Jahren – unter Beigabe zahlreicher Fotografien und einiger unbekannter Aufsätze in eine aufregende deutsch-österreichische Kulturgeschichte der Jahre 1903 bis 1939 verwandelt. Es ist eine faszinierende, in steigendem Maße beklemmende Lektüre. Denn Salten und Zweig waren nicht nur reflektierende Beobachter, sondern auch prominente Akteure im Kulturbetrieb. Als weltgewandte Kosmopoliten gehörten sie, Freunde Theodor Herzls, zu einer Generation, die ihre jüdische Kultur- und Religionszugehörigkeit vorsichtig-selbstbewusst gelebt hat.

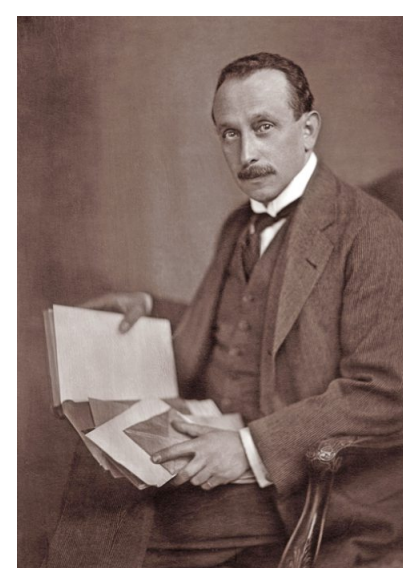
Doch nicht so sehr, worüber gesprochen oder geplaudert wird, welche Neuerscheinungen ausgetauscht werden und wohin ihre Ferienreisen gingen, macht die Intensität dieses Briefwechsels aus, sondern die von beiden Briefpartnern aufmerksam beobachtete politische Entwicklung im Hintergrund: wachsender Antisemitismus auch unter den kulturellen Eliten, zunehmende Schwierigkeiten, Kultur und Politik voneinander getrennt zu halten, Verlust persönlicher Sicherheit und am Ende Bedrohung von Leib und Leben.

Ihr Schwanken und ihre Passivität angesichts der politischen Lage in Deutschland



Stefan Zweig, aufgenommen um 1940 in Rio de Janeiro Foto Literaturarchiv Salzburg

nach 1933 ist beiden Autoren immer wieder vorgeworfen worden. So etwa, dass Zweig Anfang Mai 1933 – in Deutschland hatten die Plünderungen der Bücher jüdischer Autoren in Bibliotheken und Buchhandlungen begonnen – seine Teilnahme am PEN-Kongress in Ragusa (heute Dubrovnik) unter dem Vorwand absagte, dass er „jedes Auftreten und Vortreten jüdischer Schriftsteller auf Congressen jetzt für falsch“ halte. Oder dass Salten sich als Präsident des PEN-Klubs auf diesem Kongress zu keiner kritischen Stellungnahme gegen die Vorgänge in Deutschland bewegen ließ. Schweigend



Felix Salten, aufgenommen 1917 in Wien Foto AKG

sah er mit an, wie der deutschnationale Flügel des PEN unter Protest den Saal verließ, als Ernst Toller eine flammende Rede gegen die Bücherverbrennungen und die Verfolgung jüdischer Autoren hielt. Noch im selben Jahr legt Salten sein Amt nieder. Zweig schlug Salten als Reaktion auf die Bücherverbrennungen vor, gemeinsam mit Franz Werfel, Richard Beer-Hofmann, Joseph Roth und Jakob Wassermann, „ein Manifest an die Deutschen und an die Welt“ zu verfassen, „in dem wir nicht wehmütig über Unrecht klagen, nicht kleinmütig jammern, nicht gegen Deutschland sprechen, sondern einfach unsere Situa-

tion darstellen“. Ein Manifest sollte es werden, das „nichts fordern – nur darstellen“ und so gut geschrieben sein sollte, dass es als „Meisterstück deutscher Prosa die Zeiten überdauern“ würde.

Aber dieses Manifest, in dem das Gewissen Europas eine versöhnliche Stimme erheben sollte, ist nie erschienen und wurde von den politischen Ereignissen schlicht überrollt. In Zweigs Briefen spiegelte sich schon bald blanke Angst: „Diese Zeiten verstören mich vollkommen“, schrieb er im Februar 1934 angesichts des brutal niedergeschlagenen Aufstands der österreichischen Arbeiterpartei in Wien. Salten, der in seinem Antwortbrief das Knattern der Maschinengewehre vom nahen Karl-Marx-Hof her erwähnte, weiß, dass die Februarkämpfe auch seine „stille, friedliche Existenz“ zunichtemachen werden. Aber im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ kommentierte er tags darauf gelassen: „Eine wahnsinnig gewordene Zeit. Vielleicht. Schwer, in dieser Zeit zu leben und aufrecht zu bleiben. Aber eine unerhört interessante, eine fabelhaft spannende, eine hochdramatische Zeit.“

Während Salten sich weigerte, Wien zu verlassen, ging Zweig nach England. In „Die Welt von gestern“ ist von der „zeit- und raumlosen“ Leere dieser Jahre die Rede: „Man wartete auf etwas von morgens bis abends. Und es geschah nichts.“ An Salten schrieb er 1937: „Eigentlich haben wir alle seit jener Mensch zur Macht kam, keine helle Stunde mehr gehabt – alle Beziehungen sind seitdem vergiftet, alle Sicherheit genommen und was einen trifft, hat noch böserer Gewalt.“

Im Zuge des „Anschlusses“ Österreichs an Nazideutschland geriet auch Salten aus

dem Gleichgewicht. „Verzeihen Sie diesen etwas verwirrten Brief, der noch lange nicht so verwirrt ist, wie mein eigenes Wesen“, schrieb er dem „werten Freund“ im März 1938. In den folgenden Monaten wurde ihm seine langjährige Wohnung in der Wiener Cottagegasse gekündigt, vernichtete er in „großer Nervosität“ sein Archiv, musste sich von Mobiliar, Kunstgegenständen und Büchern trennen und erlebte, wie SA-Männer in der Pogromnacht vom 9. November bis in sein Schlafzimmer vordrangen.

Im Mai 1939 versiegt die Korrespondenz. Salten rettet sich in die Schweiz. Zweig emigriert in die USA und weiter nach Südamerika. Drei Jahre später wird er sich zusammen mit seiner Frau in Brasilien das Leben nehmen. Salten stirbt wenige Monate nach Kriegsende in Zürich an Herzversagen. Die Worte „Exil“ und „Flüchtling“ waren für diese beiden Schriftsteller, die auf Europa, den Humanismus und die Macht des Wortes vertrauten, nicht nur gleichbedeutend mit unverdienter Schande, sondern mit dem persönlichen Untergang, dem Verschwinden ihrer Person. Flüchtling zu sein bedeutete ihnen in aller Schärfe: Die Welt der Sicherheit, die beide so glänzend bespielt hatten, war nicht wiederzugewinnen.



Felix Salten, Stefan Zweig: „Ihre Briefe bewahre ich alle.“ Die Korrespondenz von 1903 bis 1939.
Hrsg. von Marcel Atze und Arturo Lacati. Wallstein Verlag, Göttingen 2023.
272 S., 99 z. T. farb. Abb., geb., 30,-€.